

## Zu deutsch um stolz zu sein

### Gespräche mit jungen Deutschen über ihre nationale Identität

Johannes Herwig-Lempp

*Typisch deutsch ist, glaube ich, zuerst, dass sich viele Deutsche dagegen wehren, als typisch deutsch zu gelten. Und dass die Deutschen nicht einig werden können, was typisch deutsch ist.*

*Pham Thi Hoai, Vietnamesische Schriftstellerin und Übersetzerin, in: Wentzien 2012*

*Tonight, I speak to you not as a candidate for President, but as a citizen – a proud citizen of the United States, and a fellow citizen of the world.*

*Barack Obamas Rede an der Siegessäule in Berlin am 24. Juli 2008*

*If the Germans have already been forgiven, why do they live with such apparent guilt and shame in admitting that they are German?*

*Eine US-Sozialarbeits-Studentin in ihren Reflektionen nach einem zwölfägigen Deutschlandaufenthalt gemeinsam mit deutschen Studierenden*

#### Zusammenfassung

*Vielen Deutschen fällt es ganz offensichtlich schwer, sich zu ihrem Deutschsein zu bekennen oder gar stolz darauf zu sein. Auch für die jüngere Generation scheint dies noch zu gelten. Und doch könnten wir uns fragen, ob es nicht gute Gründe geben könnte, spielerischer mit den eigenen Identitäten umzugehen.*

Nicht wenige von uns Deutschen scheinen ganz offensichtlich Schwierigkeiten zu haben, sich als Deutsche zu verstehen. Und noch schwieriger scheint es uns zu fallen, „stolz“ darauf zu sein. Schon der Begriff „stolz“ für sich alleine wird immer wieder problematisiert, umso schwerer tut man sich damit, auf das eigene Land stolz zu sein. Undenkbar für die meisten Deutschen, sich ähnlich wie Obama ohne Scham in anderen Ländern „als stolzer Bürger Deutschlands“ zu präsentieren. Unsere Schwierigkeiten mit der Identität als Deutsche erklären wir in der Regel mit Hinweisen auf „die Besonderheiten der deutschen Geschichte“ (wobei jeder weiß, dass damit die deutschen Verbrechen von 1933 bis 1945 gemeint sind).

Uns hat interessiert, wie heutige Sozialarbeitsstudierende bzw. praktizierende SozialarbeiterInnen ihr Selbstverständnis als Deutsche beschreiben und erklä-

ren. Der vorliegende Text präsentiert die Ergebnisse von Gesprächen mit jungen Deutschen, überwiegend angehende oder junge SozialarbeiterInnen, über ihre deutsche Identität. Das Projekt wurde durchgeführt von einer US-Amerikanerin und einem Deutschen, beides Sozialarbeitswissenschaftler. Die Auswertung haben wir gemeinsam vorgenommen, die Ergebnisse sind ein Gemeinschaftswerk. Im Wesentlichen stimmen wir in unserer Interpretation überein. Da wir jedoch in Details zu stellenweise unterschiedlichen Interpretationen kommen, haben wir uns entschlossen, in diesem Fall zwei separate Berichte zu verfassen, in denen wir unsere Ergebnisse mit unseren jeweils leicht unterschiedlichen Perspektiven und Schwerpunkten präsentieren.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> vgl. auch Herwig-Lempp/Werkmeister Rozas (2013), Werkmeister Rozas/ Herwig-Lempp (2014) und Werkmeister Rozas (2017).



## Fragestellung

Als Deutscher habe ich selbst viele Jahre Schwierigkeiten gehabt (und habe sie zum Teil noch), mich in meiner Haut als Deutscher wohl zu fühlen. Die deutsche Flagge zu zeigen, wäre mir genauso peinlich wie die Fußballnationalmannschaft mit „Deutschland! Deutschland!“-Rufen zu unterstützen. Ein diffuses Gefühl, ein Unwohlsein, das ich trotz intensiver Reflexionen nicht richtig erklären konnte oder wollte. Das wurde nicht zuletzt dann immer wieder in Frage gestellt, wenn ich mit Verwunderung im Ausland (Norwegen, Israel, Schweiz, USA) mitbekam, wie selbstverständlich man dort mit seinem Nationalstolz umgeht und ihn ganz selbstverständlich zeigen kann. Anfang der neunziger Jahre wollte mein damals 8-jähriger Sohn nicht mehr mit mir gemeinsam Fußballländerspiele ansehen, weil, wie er empört feststellte, „du doch immer für die anderen bist!“ Auch ohne die Verbindung zu der Vorsilbe „National-“ habe ich allein schon mit dem Wort „stolz“ bis heute so meine Schwierigkeiten.

Auf der anderen Seite habe ich mich mit der deutschen Geschichte und der Judenverfolgung durch Deutsche während des Nationalsozialismus intensiver befasst. Ich selbst fühle mich für die deutschen Verbrechen nicht schuldig, vertrete auch nicht die Idee einer „Kollektivschuld“. Und bringe dies alles dann doch wieder unaufgefordert und von mir aus – wie eben auch hier jetzt – miteinander in Verbindung.

Im Frühjahr 2012 führte ich gemeinsam mit Lisa Werkmeister Rozas, Sozialarbeitswissenschaftlerin an der School of Social Work der University of Connecticut, ein Gespräch mit vier deutschen Sozialarbeitsstudentinnen über deutsche und europäische Identität. Uns interessierte zunächst, ob und wie sich eine europäische Identität entwickelt. Im Vordergrund stand aber dann doch schnell das Selbstverständnis als Deutsche. Zu

unserer Überraschung haben auch heutige junge deutsche Menschen Schwierigkeiten damit, sich als „deutsch“ zu fühlen, wie wir im Gespräch mit den vier Studentinnen feststellten:

*Franzi: Also ich fühl mich nicht deutsch und ich fühl mich jetzt auch nicht europäisch.*

Ihr war es peinlich, im Ausland als Deutsche erkannt zu werden:

*Franzi: [Wir] haben letztes Jahr 'ne Rundreise gemacht ... zum Baltikum und ich fand es eigentlich viel schöner dort als Schwedin durchzugehen als zu sagen, ich bin Deutsche.*

Immer wieder wurde zurückgewiesen, dass man „stolz“ darauf sein könne, deutsch zu sein, aus unterschiedlichen Gründen:

*Nora: Also ich, ich verstehe persönlich auch nicht, warum man stolz auf eine Nation sein sollte.*

*Franzi: Deshalb brauch ich ja auch nicht stolz darauf sein. Was habe ich dafür getan, dass ich in dem Land hier geboren bin? Nichts.*

*Wanda: ... ein Problem damit habe, dass ich deutsch, also dass ich als Deutsche erkannt werde. Weil ich immer denke, dass neben mir im Bus, also in Europa, vor allem ... in Asien, neben mir im Bus oder irgendwo wo ich bin, jemand stehen könnte, der halt hier in Deutschland gelitten hat. ... Gelitten, also der selber großes Leid erfahren hat, also er selber oder eben seine Vorfahren, seine Familie und, dass ich dann eben damit in Verbindung gebracht werde.*

*Wanda: ... dass es so hier verpönt ist, Nationalstolz zu haben.*

Bemerkenswert für uns war auch zu erkennen, dass die Gesprächsteilnehmerinnen äußerst bemüht waren, Stereotype über verschiedene Menschengruppen

(Norweger, Franzosen, Chinesen, Schwarze, Behinderte ...) zu vermeiden und sich gegenseitig immer wieder darauf aufmerksam zu machen, wenn sie (unvermeidbar) doch immer wieder auftauchten.

*Franzi: Nein, aber es ist ja schön, sich daran zu erinnern, dass man vielleicht trotzdem versucht, die Stereotypen nicht zu verwenden.*

Nach den erkennbaren Schwierigkeiten, sich als deutsch zu identifizieren, schien es uns schließlich nicht verwunderlich, dass die Studentinnen sich auch nicht ohne weiteres als Europäerinnen definierten.

*Franzi: Also ich bin ja in Europa geboren und ich bin auch in Deutschland geboren, aber dass ich jetzt meine Identität darauf aufbaue. Hm. Nein.*

*Carla: Aber du hast doch selber gesagt, du hast selber noch nicht darüber nachgedacht und ich hab, das geht bei mir genauso, also gerade mit Europa.*

*Franzi: Ja, mit Europa, da habe ich ja ... Da habe ich wirklich nicht drüber nachgedacht, aber ich mach mir ja auch über so viele andere Dinge Gedanken ...*

Aus diesem Gespräch entstand ein Projekt, in dem wir das aktuelle Selbstverständnis junger Deutscher als Deutsche untersuchen wollen. Unser Interesse richtete sich schon bald darauf, wie sich Verfolgung und Unterdrückung als wesentlicher Bestandteil der Geschichte eines Landes auf das Selbstverständnis seiner Bürger auswirkt, wie heute junge Deutsche ihre Identität als Deutsche entwickeln und erklären. Wir führten insgesamt sieben weitere Gespräche mit Gruppen von jungen Erwachsenen, unter ihnen vor allem, aber nicht ausschließlich, SozialarbeitsstudentInnen, deren Auswertung wir hier vorlegen.

## Die Deutschen und ihr Land – ein schwieriges Verhältnis

Die Frage nach dem Verhältnis der Deutschen zu ihrem Land wird immer wieder gestellt und diskutiert. Einen guten Überblick zusammen mit Überlegungen aus eigenen umfangreichen Befragungen bieten Miller-Idriss und Rothenberg (2012). Hier sollen nur einige Schlaglichter geworfen werden:

- Der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann antwortet 1968 auf die Frage, ob er Deutschland liebe, mit „Ach was, ich liebe keine Staaten, ich liebe meine Frau; fertig!“ (vgl. Schreiber 1969)
- Im Bundestagswahlkampf 1972 („Wählt Willy!“) wirbt die SPD mit dem Slogan „Deutsche – ihr könnt wieder stolz sein auf euer Land.“
- In den 70-er und 80-er-Jahren treten Rechtsradikale offensiv auf mit dem Spruch „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“ – und können damit an Parolen aus der Nazizeit anknüpfen.
- Sebastian Haffner, linker Publizist, geboren 1907, – der 1938 als 31-Jähriger mit seiner jüdischen Frau nach England flieht, schreibt 1978 in seinen „Anmerkungen zu Hitler“: „Dreiunddreißig Jahre nach Hitlers Selbstmord hat niemand in Deutschland auch nur die kleinste politische Außenseiterchance, der sich auf Hitler beruft und an ihn anknüpfen will. Das ist nur gut so. Weniger gut ist, daß die Erinnerung an Hitler von den älteren Deutschen verdrängt ist und daß die meisten Jüngeren rein gar nichts mehr von ihm wissen. Und noch weniger gut ist, daß viele Deutsche sich seit Hitler nicht mehr trauen, Patrioten zu sein. Denn die deutsche Geschichte ist mit Hitler nicht zu Ende. Wer das Gegenteil glaubt und sich womöglich darüber freut, weiß gar nicht, wie sehr er damit Hitlers letzten Willen erfüllt“ (Haffner 1978, S. 204).
- Im Jahr 2000 wird eine „Kampagne

gegen Gewalt, Intoleranz und Fremdenhass“ unter dem Titel „Ich bin stolz ein Deutscher zu sein“ von der damaligen Ausländerbeauftragten der Bundesregierung, Marieluise Beck, mit den Worten eröffnet „Wir lassen uns nicht von rechten Gewalttätern vorschreiben, was deutsch ist und was nicht.“<sup>2</sup>

- Der frühere Bundespräsident Johannes Rau hat am 16. März 2001 in einem Fernsehinterview festgestellt, „Man kann nicht stolz sein auf etwas, was man selber gar nicht zu Stande gebracht hat, sondern man kann froh sein oder dankbar dafür, dass man Deutscher ist. Aber stolz kann man darauf nicht sein [...]. Stolz ist man auf das, was man selber zu Wege gebracht hat“ (manager magazin 2001, vgl. auch Cohen 2001).
- Anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 2006 in Deutschland wird hierzulande erstmals wieder in großem Umfang „Flagge gezeigt“: man sieht die deutschen Farben in Form von Wimpeln an Autos, Fahnen und Gesichtsbemalungen, mit Erstaunen wird wahrgenommen, dass dies offenbar möglich ist, ohne aggressiv gemeint zu sein und von den ausländischen Besuchern auch nicht als ungehörig empfunden wird (vgl. Roll 2013).
- Navid Kermani, deutscher Schriftsteller und selbst ein „Kind von Einwanderern“, spricht in der Feierstunde „65 Jahre Grundgesetz“ am 24. Mai 2014 im Deutschen Bundestag von seinem „leisen und doch bestimmten

<sup>2</sup> „Die Plakate und Anzeigen sind seit Dezember [2000] bundesweit zu sehen. Die Motive zeigen Araber, Schwarze, Asiaten. Menschen, die wegen ihrer Hautfarbe dem klassischen Feindbild der Neonazis entsprechen. Die aber alle eines gemeinsam haben: sie sind Deutsche, sie fühlen sich als Deutsche und sind stolz auf ihr Land – jedoch auf ein Land ohne Gewalt, Intoleranz und Fremdenhass. Alle Porträtierten tragen auf den Fotografien eines der typischen T-Shirts der rechten Gewalttäter, in Frakturschrift steht dort: ‚Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein‘“ (vgl. Deutsche gegen rechte Gewalt, o.J.).

Stolz auf die eine solche Bundesrepublik Deutschland“: „Man könnte das Unbehagen, den Stolz auf das eigene Land auszusprechen, als typisch deutschen Selbsthass abtun und hätte doch genau den Grund übersehen, warum die Bundesrepublik lebens- und sogar lebenswert geworden ist ... Hier [mit Bezug auf Willy Brandts Kniefall am Ehrenmal der Helden des Ghettos von Warschau am 7. Dez. 1970] ... hatte einer Größe gezeigt, indem er seinen Stolz unterdrückte und Schuld auf sich nahm, noch dazu Schuld, für die er persönlich, als Gegner Hitlers und Exilant, am wenigsten verantwortlich war: Hier hatte einer seine Ehre bewiesen, indem er sich öffentlich schämte. Hier hatte einer seinen Patriotismus so verstanden, dass er vor den Opfern Deutschlands auf die Knie ging ... die Aufnahmen eines deutschen Kanzlers ... der vor dem Ehrenmal im ehemaligen Warschauer Ghetto zurücktritt, einen Augenblick zögert und dann völlig überraschend auf die Knie fällt, ich kann das bis heute nicht sehen, ohne dass mir Tränen in die Augen schießen. Und das Seltsame ist: Es sind ... neben der Rührung, ... auch Tränen des Stolzes, des sehr leisen und doch bestimmten Stolzes auf eine solche Bundesrepublik Deutschland“ (Kermani 2014).

Das Verhältnis von uns Deutschen zu unserem Land ist immer wieder Thema – und lässt uns auch im Alltag nicht los. Sowohl im Inland als auch im Ausland wird thematisiert, dass wir (bzw. genauer: viele von uns) damit hadern, uns als „deutsch“ zu fühlen oder gar stolz darauf zu sein.

## Einschränkungen

Bevor ich die Ergebnisse unserer Befragungen darstelle, möchten wir einige Einschränkungen in Bezug auf deren „Wahrheit“ oder Allgemeingültigkeit vorausschicken. Diese Einschränkungen er-



scheinen so selbstverständlich, dass sie leicht übersehen werden könnten – weshalb wir an sie erinnern: *Aus konstruktivistischer Perspektive* (und aus dieser möchten wir hier präsentieren) sind die Ergebnisse dieser Befragungen und unsere Interpretationen nicht einfach „Funde“, die unabhängig davon, ob sie von jemandem entdeckt werden, einfach so „vorliegen“. Gleich in mehrfacher Hinsicht handelt es sich um Konstruktionen, die erst durch unsere Befragung und die anschließende Interpretation entstanden sind. Denn erst dadurch, dass wir die Antworten einfordern und sie als Ergebnisse unserer Befragungen festhalten, werden sie „Realität“. Daten aus Untersuchungen liegen nicht einfach vor, sie werden erhoben und dadurch zu Fakten<sup>3</sup>, beginnen dann erst zu „existieren.“ Wir möchten nicht darüber hinwegsehen und -gehen, dass wir es waren, die diese Konstruktionen durch unsere Gespräche erst provozierten und hervorriefen.

Wir stellten Fragen und luden ein, zu bestimmten Schlagworten Assoziationen und Kommentare zu entwickeln. Allerdings haben wir damit vielleicht den Anlass gegeben, um standardisierte Antworten zu erhalten (oder solche, von denen die Gesprächspartner annahmen, sie würden erwartet). Es könnte sein, dass die Frage nach der deutschen Identität – bspw. durch entsprechende Lektionen in der Schule erlernt – reflexartig die Kategorien „Nationalsozialismus“, „Auschwitz“ und „Judenvernichtung“ sowie „Weltkrieg“ hervorruft, diese Themenbereiche aber eben auch erst dann in Erinnerung bringt. Durch unsere Fragen könnten wir etwas thematisieren und problematisieren, was sonst nicht bzw. nicht in diesem Umfang zum Thema geworden wäre.

So wird z. B. das Thema „Stolz“ und „stolz auf Deutschland“ von Deutschen immer mal wieder thematisiert und prob-

lematisiert (nachdem wir unsere Untersuchung begonnen hatten, waren wir hierfür sensibilisiert und überrascht, wie oft es an verschiedensten Stellen auftauchte). Gleichzeitig unterstellen wir meist, dass Angehörige anderer Nationen sehr viel leichter „stolz“ sein können auf ihr Land und ihre Identität. Es mag also gut sein, dass bei Fragen danach eher „reflexartige“ Antworten und Reaktionen erfolgen, man sozusagen eine vorgefertigte Meinung präsentiert, wie man sie gewohnt ist zu geben und von der man annimmt, dass sie „richtig“ ist (und möglicherweise auch so erwartet wird). Miller-Idriss und Rothenberg (2012) haben darauf hingewiesen, dass wir bei genauerem Hinsehen und Zuhören möglicherweise wesentlich ambivalenter und komplexere Haltungen zu Tage fördern und erkennen könnten.

Als ForscherInnen sind wir selbst nicht neutral. Bereits durch unser Forschungsinteresse nehmen wir Einfluss. Und vor allem haben auch wir unsere eigenen Auffassungen, haben bestimmte Annahmen, Vermutungen, Glaubenssätze, Überzeugungen, Vorurteile, Stereotype, die wir – bei aller bemühten Neutralität – so wie jede/r andere natürlich gerne bestätigt haben möchten. Und insofern genau danach suchen (teils unbewusst, aber zu einem guten Teil ja auch ganz „offiziell“, als Forschungsfragen). Wir halten es für wichtig daran zu erinnern, dass wir es sind, die diese Interviews *unvermeidlich subjektiv* auswerten – und dass wir es sind, die unsere (subjektive<sup>4</sup>) Auswahl von Zitaten präsentieren. Wir haben unsere eigene Geschichte(n) – als US-Amerikanerin und als Deutscher, mit unseren jeweils persönlichen (Familien-)Geschichten, unseren Bildungs- und

Lebenserfahrungen, unseren jeweiligen Forschungsinteressen wie auch persönlichen Auffassungen – die sich in diesen von uns präsentierten Ergebnissen widerspiegeln.

Durch unsere Befragungen bringen wir das Thema ins Spiel und tragen dazu bei, dass sich die Befragten (und Sie sich als LeserIn) mit dem Thema beschäftigen und neue Möglichkeiten und Sichtweisen erkennen können. Auch insofern beeinflussen wir: durch die Themen, die wir aufwerfen, durch die Art und Weise, wie wir sie einbringen, und dadurch, wie wir auf Antworten und Wortbeiträge reagieren.

Noch in einer weiteren Hinsicht sind die Antworten zu relativieren: sie sind weder für alle oder die Mehrheit der deutschen Jugend typisch, noch müssen sie für die Befragten selbst auf Dauer stimmen, d. h. durchgängig gültig und wahr sein: sie sind eigentlich nur und vor allem im Moment der Befragung zutreffend.

Wir haben eine kleine Auswahl von Menschen gefragt – und dass sie, auch wenn wir hier nach Gemeinsamkeiten und Mustern suchen, durchgehend ganz unterschiedliche Meinungen und Auffassungen haben – und diese Muster und Gemeinsamkeiten nicht Teile von ihnen sind, sondern von uns konstruiert, zusammengesetzt, „erfunden“ (statt „gefunden“) werden, möchten wir mitbedacht haben. Denn es könnte gut sein, dass wir auf diese Weise vor allem einfach nur alte Klischees und Stereotype reproduzieren und daran mitwirken, neue zu schaffen, selbst wenn wir genau das nicht beabsichtigen.

### Acht Gespräche („focus groups“)

Insgesamt haben wir von März 2012 bis August 2013 acht Gespräche mit insgesamt 33 Personen geführt (unser Vorgespräch mit einbezogen)<sup>5</sup>. Die meisten wa-

<sup>3</sup> der Begriff „Fakten“ kommt vom Lateinischen *facere* – *machen*.

<sup>4</sup> Nach meinem Eindruck werden auch heute immer noch zu häufig und zu selbstverständlich „Wissenschaft“ und „Forschung“ mit der Idee von „Objektivität“ verbunden – und eigentlich fast immer die aus einer konstruktivistischen Perspektive selbstverständlich immer subjektive Wertung durch die beteiligten ForscherInnen einfach vergessen oder geleugnet.

<sup>5</sup> Wir bedanken uns ganz ausdrücklich bei den TeilnehmerInnen für ihre Bereitschaft zu diesen Gesprächen, für ihre große Offenheit und sehr persönlichen Beiträge.



ren StudentInnen der Sozialarbeit, einige studierten Medizin und fürs Lehramt, bei einem der Gespräche wurden von den Eingeladenen noch vier FreundInnen mitgebracht, die selbst nicht Sozialarbeit studierten. 23 der Befragten waren zwischen 22 und 35 Jahre alt, die restlichen 10 (meist Masterstudierende) älter (der Älteste war 60 Jahre). Die meisten der Befragten (27) sind in Ostdeutschland aufgewachsen, zum Zeitpunkt des Mauerfalls waren allerdings viele von ihnen noch nicht geboren oder jünger als zehn Jahre. Viele unserer GesprächspartnerInnen waren schon öfters im Ausland, einige von ihnen auch für längere Zeit (einige Monate bis ein Jahr). Die Gespräche fanden auf Deutsch statt, dauerten zwischen 40 und 90 Minuten und wurden als unstrukturierte Gruppengespräche ("focus groups") geführt. Wir leiteten sie mit einigen offenen Fragen ein, u. a.

- Bitte erzählt von drei Situationen, in denen ihr gesagt habt „Ich bin Deutsche/r“ oder „Ich komme aus Deutschland“.
- Inwiefern versteht ihr euch oder fühlt ihr euch als „deutsch“?
- Was ist für euch „typisch deutsch“?

Im Verlauf des Gesprächs haben wir bei einzelnen Themen nochmals nachgefragt und vor allem um Beispiele und Konkretisierungen gebeten, ansonsten aber die Richtung möglichst wenig beeinflusst. Die Gespräche wurden aufgenommen und verschriftlicht<sup>6</sup>, jede/r von uns hat sie sowohl „freihändig“ wie auch mit Hilfe eines Textanalyseprogramms codiert und ausgewertet. Anschließend haben wir in gemeinsamen Reflexionen unsere Beobachtungen geteilt und folgende Zusammenfassungen herausgearbeitet.

<sup>6</sup> Wir danken Timea Tepfenhart-Adolf (West Hartford, jetzt München), Nicole Helmboldt (Halle) und Katharina Helter (Halle, jetzt Köln) für ihre sachkundigen und zuverlässigen Transkriptionen.

## Ergebnisse

Bei den Auswertungen der Gespräche haben wir drei „Strategien“ herausgelesen, die die von uns Befragten offenbar anzuwenden schienen, wenn sie sich mit den von uns angesprochenen Themen befassten:

- *Nicht national, sondern lokal*  
Man schien häufig eine (Selbst-) Identifikation und damit Identität als Deutsche/r zu vermeiden, indem man sich eher regional als national verortet.
- *Nicht stolz, sondern froh*  
Die meisten haben es vermieden oder zurückgewiesen, ein Gefühl des „Stolzes“ zu haben oder zu zeigen, ihre emotionale Verbindung drückten sie lieber dadurch aus, dass sie z. B. „froh“ seien, Deutsche/r zu sein – und dies für sich jeweils auch begründen konnten.
- *Nicht schuldig, sondern verantwortlich*  
Fast alle stellten bei diesem Thema einen Bezug zur jüngeren deutschen Geschichte her. Sie hoben hervor, dass sie bereit seien, aus der Geschichte unseres Landes zu lernen und heute Verantwortung zu übernehmen, ohne sich jedoch zugleich schuldig und für die von Deutschen im letzten Jahrhundert begangenen Verbrechen verantwortlich zu fühlen.

Diese drei Kern-Beobachtungen haben sich für uns in den gemeinsamen Gesprächen herausgebildet. Ganz sicher wären auch andere Zusammenfassungen und Schlussfolgerungen möglich gewesen. Bei der folgenden Darstellung der Ergebnisse und der Auswahl der Zitate ist es insofern nicht erstaunlich, dass wir die jeweils passenden Zitate präsentieren können.<sup>7,8</sup>

<sup>7</sup> Es wäre spannend zu sehen, zu welchen möglicherweise ganz anderen Interpretationen andere KollegInnen gekommen wären.

<sup>8</sup> Namen und Daten der GesprächspartnerInnen wurden verändert.

## 1. Nicht national, sondern lokal

Viele unserer GesprächspartnerInnen äußerten Schwierigkeiten damit, sich als Deutsche zu fühlen oder gar zu bekennen. Insofern wiederholten sich die Erfahrungen aus unserem ersten Gespräch. Viele berichteten, dass sie es im Ausland vermieden hatten, sich explizit als Deutsche zu erkennen zu geben. Lieber bezog man sich auf die Region, auf die Stadt oder auch „Heimat“.

*Susanne: Ich muss noch ergänzen, dass ich mich ganz häufig dabei ertappe, und da kommen wir wieder zu dieser Regionalität, dass ich darauf bestehe zu sagen, dass ich aus Ostdeutschland komme. Weil ich wirklich diesen Unterschied merke.*

Und man versuchte, andere verbindende Kategorien heranzuziehen, um die eigene Identität zu bestimmen – darunter die Sprache (u. U. auch den Dialekt), Religion, Musik, überhaupt „kulturelle“ Kriterien.

*Judith: Mir fällt es sehr schwer so zu sagen, ich fühle mich deutsch, oder so ... Weil das an sich ja auch nur Stereotypen sind, die da ... oder ich empfinde es so als Stereotyp, deutsch zu sein ... [...] ich finde es schwer zu sagen, ich habe eine deutsche Identität oder so. Dass ich jetzt einerseits mit der Geschichte verbunden wäre oder so, das hat für mich immer so einen komischen Beigeschmack, und auf der anderen Seite, weil ich eher von diesem Konzept, wir sind alle Weltenbürger, [ausgehe]. Also ich habe meine Identität mit der Familie, wo ich herkomme, in der Gegend, wo ich aufgewachsen bin, aber ob das besonders dann deutsch ist oder so? Finde ich schwierig, sozusagen.*

*Christoph: Aber heimisch fühle ich mich schon am meisten in Deutschland und natürlich am allermeisten dann in meiner Heimatstadt. Da würde ich schon Unterschiede machen. Also Heimat, Land ist schon ganz klar ...*



*Monika: Heimat ist was anderes als Zuhause.*

*Christoph: Ja.*

*Monika: Heimat würde ich auch sagen, Heimatstadt.*

*Christoph: Deutschland oder dann eben vielleicht noch D. [Großstadt, in der er wohnt] dann noch einen Schritt ... noch einen Schritt drunter. Ja.*

*Magdalena: ... habe ich auch selbst die Erwartung, das zu reflektieren ... und mich dann daraus zu emanzipieren, aus dieser nationalen Identifizierung. Weil ich das für eine Illusion und Konstruktion halte. Kulturidentität ist total wichtig, aber die ist regional geprägt oder global. Je nach dem, welcher Bereich, meine Religion ... ist ... ähm ... global, es gibt überall auf der Welt Christen, mein Musikgeschmack ist global ... meine ... meine Ernährungsweise, wo ich mich wohlfühle in der Natur ist sicherlich sehr regional geprägt. Aber das hat nicht mit Deutschland zu tun.*

Schließlich bezog man sich, noch begrenzter, auf Familie und Freundeskreis.

*Monika: Meine Heimat ist B., ein ganz kleines Örtchen im Norden von Sachsen-Anhalt. Und das ist so wie „my home is my castle“, das ist meine Heimat, meine Eltern leben da und die engste Familie und so.*

*Franzi: Wenn ich zu meinen Eltern zurückkomme, in meine Geburtsstadt. Und ich kann mich aber auch dort heimisch fühlen und mich damit identifizieren, da wo ich später lebe. Sei es Deutschland, sei es woanders. Also natürlich identifiziert man sich 'nen Stück weit mit den Erfahrungen, die man in dem Land, in dem Ort, in dem Dorf wie auch immer, gemacht hat. Und nimmt sicherlich auch immer irgendwas aus den Wertekonstrukten mit.*

Ganz offensichtlich scheint zu sein, dass man sich hier leichter tut, sich dazu zu bekennen – die Verbundenheit zu den einem nahestehenden Personen, zur Heimatstadt und zu der Region, in der man aufgewachsen ist und deren Dialekt man spricht, lässt sich leichter behaupten als die zu einer deutschen Nation. Hier eine Verbindung herzustellen weist man auch gerne als eine unzulässige Verallgemeinerung zurück.

*Magdalena: Deutschland ist total unterschiedlich in der Landschaft.*

Den Grund dafür, wieso man sich schwer tut mit dem bekennenden Deutschsein, wird scheinbar selbstverständlich vorausgesetzt:

*Nora: Also gerade aus der Geschichte heraus, finde ich das schwierig.*

*Jan: Ja, ich bin mir relativ sicher, dass das eben in der Geschichte begründet ist.*

*Sandra: Genau. Ich glaube einfach, Nationalität ... [...] zu antworten, ich bin Deutsche oder ich bin deutsch, hat für mich eher eine negative Konnotation aufgrund der Geschichte.*

Was mit „Geschichte“, „der Geschichte“ oder der „deutschen Geschichte“ gemeint ist, wird in der Regel gar nicht mehr ausgesprochen, weil doch jeder zu wissen scheint und wissen muss, worauf man sich bezieht. Man meint die Judenvernichtung (den Holocaust), die Verfolgung und Vernichtung vieler weiterer Menschengruppen aufgrund ihrer Ethnizität, politischen Überzeugung, sexuellen Ausrichtung oder Behinderungen, bzw. auch den von Deutschland verursachten 2. Weltkrieg samt dem Leid, das die Deutschen direkt und indirekt damit über viele Millionen Menschen gebracht haben. Allerdings bleibt dann doch meist reichlich unklar, worauf man sich jeweils konkret bezieht, wenn man verkürzt

von „Krieg“, „Weltkrieg“, „Auschwitz“, „der deutschen Vergangenheit“ oder auch einfach nur von „damals“ spricht.

Das Zögern (oder zuweilen sogar die Weigerung), sich als Deutsche zu sehen und eine nationale Identität anzunehmen, erscheint von außen merkwürdig angesichts der meist als offen und freundlich erlebten Aufnahme als Deutsche in anderen Ländern.

*Malte: Und was ich noch zu diesem Thema sagen wollte, ich habe meine Frau im Ausland geheiratet, in (unverständlich) ... und bin dort nach meiner Nationalität gefragt worden, und als ich dann gesagt habe, weil es ja klar wurde, dass ich Deutscher bin ... öh ... wurde die Hochzeit innerhalb einer Dreiviertelstunde in der Mittagspause des Standesamtes vollzogen ... und wollte mir damit irgendwie ihre Gastfreundlichkeit ausdrücken ...*

*Reinhart: Wenn ich es sage, ich bin Deutscher, das fühlt sich für mich nicht gut an. Obwohl ich nie ... obwohl ich nie, sozusagen, schlechte Erfahrungen gemacht habe im Ausland.*

Es gibt aber auch andere Erlebnisse, von denen GesprächspartnerInnen berichten, die auf die deutsche Geschichte in kritischer Weise angesprochen wurden:

*Nadja: Als ich am Anfang in der Schweiz war, [...] mir wurde z.B. auch gesagt, ich soll zu Hitler zurückgehen.*

*Jasmin: ..., das kommt manchmal auch von Amerikanern, dass da gleich eine Hitler-Frage kommt und so. Also, so ein bisschen niveaulos, von wegen: „Und du bist Deutsche, magst also Hitler.“ Und ich so: „nee“. [...]*

*Leonore: Es ging mir ähnlich. Ich war in Island im Urlaub, und ... [...] kam so eine Gruppe ... also, ich war mit ei-*

ner Freundin unterwegs ... da kam uns so eine Gruppe Jugendlicher entgegen und dann haben wir [...] uns unterhalten und dann haben [sie] eben auch gefragt, wo wir herkommen. Ja, na, Deutschland, und das Erste was kam, also, und wir waren beide ziemlich schockiert, das Erste was kam, haben alle geschlossen den Hitlergruß gemacht. Wir standen da nur so, oh, mein Gott, was sind das denn jetzt hier für Leute? Und ... und wir so ... nee, da seid ihr jetzt so 60 Jahre zu spät dran irgendwie, damit haben wir nichts zu tun. Also, weiß ich nicht, ob dann bei denen das das Erste woran sie denken, wenn sie Deutschland hören, gleich das ist, ist irgendwie traurig. Das war schon krass.

Allerdings scheinen solche Erlebnisse eher selten vorzukommen. Überwiegend berichten die GesprächspartnerInnen von einer positiven Haltung gegenüber Deutschen.

## 2. Nicht stolz, sondern froh

Stolz spielt eine große Rolle beim Thema „Deutsch sein“. In so gut wie jedem Gespräch kamen die TeilnehmerInnen von sich aus darauf zu sprechen – und legten in der Regel Wert darauf, dass sie *keinen* Stolz empfänden, deutsch zu sein. Gleichzeitig ist man sich bewusst darüber, dass man in anderen Ländern anders mit dem Thema umgeht, man leichter und unbefangener „stolz“ auf das eigene Land sein kann.

*Christoph: Ja. Aber so rein von Verstand würde ich das nicht ... dass ich da sage, ich bin stolz Deutscher zu sein. Das finde ich, ist ein ganz gruseliger Satz. Aber vielleicht aus ... aufgrund unserer Geschichte. Das kann ich nicht sagen.*

*Peter: Für mich war das ganz klar, dass es was nicht Gutes ist. Dass Menschen, die hier so großen Nationalstolz haben auch an andere Dinge denken, die mir ... hm ... also ... immer unangenehm sind.*

Der Bezug auf die deutsche Geschichte erscheint ganz selbstverständlich, es scheint einleuchtend, dass man Schwierigkeiten hat, nach Auschwitz und Weltkriegs-Verursachung stolz auf das eigene Land zu sein. Auch bleibt zu untersuchen, inwieweit der Begriff des Stolzes durch den Gebrauch während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft „vergiftet“ wurde.

*Wanda: Das ist das einzige Ding und so. Und sonst, ich bin eigentlich, also ich muss eigentlich, dieses Ding, ich bin stolz Deutsche zu sein, das ist total, das ist ein schwieriger Satz, weil es ist einfach so ein Nazisatz. Weil die Nazis würden es so sagen, die Neonazis, und deswegen ist er einfach schwerbehaftet, aber ich bin, also ich bin froh, dass ich in Deutschland lebe, ja so.*

Mit dem „Nazisatz“ scheint Wanda in zweierlei Hinsicht recht zu haben. Im Haus der Wannseekonferenz, in dem die Vernichtung der Juden beschlossen wurde, hängt ein Flugblatt von ca. 1935 mit 12 Imperativen, der letzte Punkt lautet: „Sei stolz darauf, dass du ein Deutscher bist!“ (Haus der Wannseekonferenz, 4.8.2. DHM Berlin). Und zum anderen provozieren Rechtsradikale und Neo-Nazis seit den siebziger Jahren mit dem Spruch: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“, so dass dieser Satz in doppelter Hinsicht als ein „Nazisatz“ gesehen werden kann.

Manchmal wird – auch mit einem vorsichtig protestierenden Unterton – gefragt, wieso man denn nicht „stolz“ sein dürfe, es werden Begründungen dafür gesucht, wieso wir in Deutschland uns so schwer tun mit dem Stolz-Sein.

*Peter: Also, ich würde jetzt sagen, dass es etwas so typisch deutsch ist ... ähm ... das sich viele nicht stolz zu ihre Nationalität bekennen. Mein Gefühl ist, dass um uns herum bei den ganzen Nachbarländern, das ist dort bei den Menschen über-*

*all stärker ist. Das ist gut und ich finde es gut ... Es ist nicht so gut, dass es bei uns nicht so stark ist, aber ich weiß gar nicht wo mein Problem herkommt ...*

Neben „der Geschichte“ als Grund wird auch vermutet, dass wir es einfach nicht gelernt haben bzw. dass wir es auch nicht lernen sollten, stolz zu sein:

*Nadja: Ich glaube, dass sie es so einsozialisiert haben oder so. [...] Und das von dem Umfeld und von allen so [unverständlich] wird, so wie wir jetzt z.B. sagen, wir dürfen halt nicht stolz sein, sozusagen. Wir dürfen nicht sagen, wir sind stolz.*

*Leonore: Wir dürfen nicht stolz sein ...*

*Wanda: Ja. Es geht auch ganz viel damit einher, dass es so hier verpönt ist, Nationalstolz zu haben.*

*Franzi: Man kann doch nicht stolz sein auf etwas, wenn man gar nichts dazu beigetragen hat ...*

*Nadja: Zu diesem Stolz sein, ... ich frage ... Ich habe mich ganz oft gefragt, weil ich das erlebt habe ... wieso dürfen wir nicht darauf stolz sein? Wir Deutsche stolz sein Deutsche zu sein? Nur weil das so passiert ist durch die Geschichte, dass alle anderen uns so sehen. Heutzutage ist überall dieser Nationalstolz da. Und ich frage ... ich habe mich oft gefragt, wieso dürfen wir das nicht. Wieso dürfen wir das z.B. nur bei WM oder EM? Wieso dürfen wir da unsere Fahnen rausholen aber danach gleich wieder verschwinden lassen, nur weil alle Angst haben irgendwie als rechts gedeutet zu werden, sozusagen. Ich verstehe es nicht.*

Offen bleibt hier nicht nur die Antwort auf die Frage „Wieso dürfen wir nicht stolz sein?“, sondern auch, wer es ist, der das verbietet. Vielleicht sind es vielleicht nur wir selbst? Mehrfach wird versucht, dies damit zu begründen, dass man nicht





stolz sein könne auf etwas, was man nicht selbst geleistet hat.

*Christoph: Dass ich stolz bin, das kann ich nicht sagen. Das kann ich nicht sagen, weil, ich kann ja nichts dafür ...*

*Monika: Hm. Es ist nicht dein Verdienst.*

*Christoph: Es ist ja ... ich habe ja nichts getan.*

*Kurt: Stolz ist ja, wenn du eben etwas selber geschafft hast, und klar kann man sich freuen, wenn jemand, den man mag, wenn der was erreicht und wenn der stolz auf seine Leistung sein kann, aber das macht mich ja nicht unbedingt stolz, das macht mich halt froh.*

*Zenta: ...frage ich mich halt immer, wie Leute stolz sein können auf irgendwas, woran sie selber keinen Anteil daran haben ... das kann ich schlecht nachvollziehen. Ich bin stolz auf meine Großeltern und ob sie jetzt deutsch wären oder zum deutschen Gebiet gehört haben, was weiß ich, das ist was anderes. Ich bin stolz auf meine Großeltern, weil sie was geleistet haben, aber jetzt nicht was Goethe gemacht hat, dass ich mich damit identifizieren kann ...*

Dass sich die letzte Interviewpartnerin hier selbst widerspricht (oder scheint das nur so?), soll nicht denunziert werden, sondern zeigt m.E. vielmehr, wie schwer wir uns tun damit, das Thema „Stolz“ einigermmaßen in den Griff zu bekommen.

Im Zusammenhang mit Stolz wird dann auch manchmal von Scham gesprochen. Manche schämen sich für „damals“ oder auch für heutige Missstände, deutsch zu sein, oder aber glauben, dass man, vielleicht auch im Ausland, von ihnen als Deutschen Scham erwartet.

*Peter: Vielleicht kommt es auch von damals, ich schäme mich dafür, dass es hier seinen Ursprung hatte. Aber ich will mich da jetzt nicht verantwortlich fühlen.*

*Leonore: Ich glaube, es ist als Deutscher ... oder es wird von einem erwartet vielleicht auch, ... dass es als Deutsche immer noch schwierig ist ... stolz drauf zu sein Deutscher zu sein.*

Das Nicht-Stolz-Sein-Können wird zuweilen durchaus bedauert, und einige versuchen, entgegen inneren und (vermuteten) äußeren Widerständen sich doch einen Stolz zu bewahren oder doch zu behaupten.

*Reinhart: Also ich würde für mich sagen, ich habe gar keine Anlage dafür entwickelt zu sagen, ich bin ... oder dass ich sagen möchte, ich bin deutsch oder ich hätte den inneren Wunsch dazu zu sagen, ich bin stolz Deutscher zu sein. Ich mag das Wort „stolz“ schon gar nicht.*

*Peter: Also bei der Diskussion ist mir noch ganz viel noch eingefallen, z.B. ... das hat man am Anfang nicht rausgehört, also ich bin über Sachen froh, die ich deutsch finde und die es hier gibt. Z.B. dass wir hier ein ökologisches Bewusstsein haben, das Bio ... dass man hier überall Bio-Sachen kaufen kann, Anti-Atomkraft-Bewegung haben, eine Grüne Partei, eine Linke Partei.*

*Leonore: Ich glaube ... ich glaube, es ist als Deutscher ... oder es wird von einem erwartet vielleicht auch, ... dass es als Deutsche immer noch schwierig ist ... stolz drauf zu sein Deutscher zu sein. [...] Oder das zu sagen, jawohl, ich bin Deutscher, und das ist gut so, und wir sind ... ein tolles Volk, und wir haben es halt drauf. Das ist, glaube ich, schwierig, oder man wird vielleicht auch wirklich noch komisch angeguckt, wenn man jetzt wirklich ... zu laut von sich oder von unserem Land prahlt.*

*Jasmin: Ich finde, man ist auch stolz, wenn man Leute aus dem Ausland zum Besuch hat und dass man halt so schöne Städte zeigen kann. [...] Dann bin ich dann auch*

*stolz, weil ich finde, man kann auch Einiges zeigen, weil wir viele schöne Städte haben.*

Den Begriff „Stolz“ vermeiden die meisten – bemühen sich dann offensichtlich aber doch, einen positiven Zugang zum eigenen Land zu finden – indem sie davon sprechen, „froh“ zu sein, oder das eigene Land „schön“ zu finden.

*Sandra: Und ... wenn ich dann sehe, was ich an Möglichkeiten in Deutschland habe, für mich, z.B. durch unser Gesundheitssystem, wie ist unser Arbeitsmarkt strukturiert. Wenn ich dann sehe, wie es in Italien aussieht, welche Probleme die Leute dort haben, wie wenig Unterstützung sie bekommen, dann denke ich manchmal so, ich bin froh in Deutschland zu sein. Ich sage aber nicht [„stolz“], es ist für mich ein großer Unterschied zu sagen, ich bin stolz darauf. Ich sehe es eher so, ich bin froh, dass ich das in Anspruch nehmen kann. Es ist eine Hilfe für mich und nicht „ach, ich bin stolz“ und ich verbinde damit eher wie so eine ... wie etwas, wo ich gerne sage, ich bin froh, dass es irgendwie da ist.*

*Christoph: Und da muss ich schon sagen, ohne zu wissen warum, das löst tatsächlich ... äh ... eine Emotion aus. Und da könnte man vielleicht noch sagen, ich fühle mich als Deutscher, ich bin nicht stolz in der DDR geboren zu sein, ach ... wie könnte man das gut formulieren? Vielleicht auch wieder, ich bin froh, durchaus, in der DDR geboren zu sein, weil mir das eine andere Sichtweise eröffnet. Also eine breite Sichtweise ... im Sinne von Sozialismus, der nicht funktioniert hatte, weil der menschenverachtend war ... und Kapitalismus, der auch nicht so doll ist. (lacht) Dass ich quasi in der Lage bin, dadurch zwei Seiten ... zwei Seiten zu sehen.*

*Christoph: Ich versuche, ob ich mir mal vorstellen könnte eine andere Nationalität zu haben. Könnte ich wahrscheinlich,*



*aber ich bin froh, halt Deutscher zu sein, einfach nur, weil ich weiß, uns geht es ja verdammt gut.*

Das Dilemma ist klar und immer wieder spürbar: man möchte einen positiven Bezug zum eigenen Land haben und herstellen, aber man weiß offensichtlich nicht so recht wie. Man sieht, dass Menschen in anderen Ländern da wesentlich weniger bis überhaupt keine Schwierigkeiten haben. Und kann sich doch kaum vorstellen, selbst so ein unbelastetes Verhältnis zu haben und zu sagen: Ich bin stolz, deutsch zu sein. Je nach eigenem Standpunkt wird man das für durchaus angemessen, zumindest nachvollziehbar und verständlich oder doch bedauerlich halten.

### 3. Nicht schuldig, sondern verantwortlich

*Christoph: Deutschland sollte ein bisschen so klein mit Hut sein, weil ... die Geschichte.*

Ein zentraler Punkt beim Thema „stolz“ war und ist der Bezug „zur Geschichte“, der uns allen so selbstverständlich und selbsterklärend zu sein scheint, dass er keiner weiteren Erläuterung bedarf: der Umgang mit der Verantwortung für die Ausbeutung und angestrebte Ausrottung von Millionen Juden, aber auch Millionen anderer Menschen, die Angehörige anderer Ethnien und Völker (Russen, Ukrainer, Polen ...), als ZwangsarbeiterInnen, Homosexuelle und KommunistInnen und SozialdemokratInnen verfolgt, ausgebeutet, gequält und getötet worden sind oder Opfer der deutschen Wehrmacht wurden. Sobald man sie anerkennt, stellt sich angesichts dieser Verbrechen fast unausweichlich die Frage nach der Schuld und wer dafür heute die Verantwortung zu tragen hat.

*Monika: Ja. Gut, du weißt es in Deutschland, das ist schon wichtig. Da hat man schon eine gewisse Verantwortung.*

Die Frage der Schuld wird in der Regel verneint, allerdings wird stattdessen auf die Verantwortung, die man durchaus empfindet und die man auch zu übernehmen bereit ist, hingewiesen.

*Christoph: Ich fühle dafür Verantwortung, ich fühle dafür Verantwortung und ich kann das gut nachvollziehen, wenn ... äh ... wenn wir da ... wenn wir als unsere Geschichte da ... äh ... basierend, da ... wenn wir aus unserer Geschichte dazu positionieren müssen. Und uns dementsprechend auch anders verhalten, uns anders verhalten müssen, als andere Nationen. Weil ich wirklich glaube, dass ... dass wir da eine unglaubliche Verantwortung haben. Weil, das ist das Schlimmste, was der Welt jemals passiert ist, und es ist von deutschem Boden ausgegangen.*

*Zenta: Also, natürlich bin ich ein Produkt der Geschichte, ich weiß, was mir meine Großeltern mit auf den Weg gegeben haben, mir geht es ähnlich, wenn ich Menschen begegne, die einen jüdischen Glauben haben, bin ich ... versuche ich sensibel zu sein, auch wenn ich ... äh ... keine Schuld trage, aber eine Verantwortung.*

*Monika: Andererseits ... ähm ... frage ich mich dann auch immer, warum man z.B., warum ich meinen Kinder das alles aufbürden soll. Wei ich die ... die ... die ... wir besprechen ganz viel, ich spreche ganz viel mit meinen Kindern und denen ist die Verantwortung bewusst, und denen ist es aber auch vollkommen klar, dass es nie wieder passieren darf. Also, da muss ich nicht jedes Mal wieder ankommen ... du musst aber aufpassen ...*

*Martin: Ja. Aber selbst das, selbst das, selbst dieses Gespräch, dass ihnen das vollkommen klar ist, ist ja Resultat dieser Geschichte.*

*Monika: Aber die dürfen sich nicht schuldig fühlen.*

*Martin: Schuldig fühlen nicht unbedingt. Aber es macht ja was mit denen.*

Nur Einzelnen scheint es weniger wichtig zu sein, weiterhin an die Geschichte zu erinnern.

*Peter: Ich finde es ein bisschen schade, wenn das so oft auf Nationalsozialismus fokussiert ist, weil es ja wirklich etwas so extrem Negatives ist. Ich kann mir gut vorstellen, dass gerade so in der Gegenwart oft viele positive Tendenzen sind, z.B. sind wir ... wir sind sensibilisiert, zum Glück und durch die Zeit von damals, es gibt eben auch sehr viele, die das ablehnen.*

Wichtig ist es, darüber besteht Einigkeit, dass man „das“ nicht vergessen darf.

Und ebenso klar ist, dass „es“ nicht wieder passieren darf, dass wir aus der Geschichte zu lernen haben und auch lernen wollen – und hierfür möchten unsere GesprächspartnerInnen sich durchaus verantwortlich fühlen.

*Leonore: [Wir] können jetzt nichts daran ändern, wir können nur versuchen, dass so was nicht nochmal passiert und das geht nur, wenn man darüber redet, wenn man eben sagt, wir sind Europäer, wir machen das jetzt größer, wir halten zusammen.*

*Christoph: Weil da normalerweise da immer gesagt wird, na ja, wir haben damit nichts zu tun. Das mag sein, wir haben damit nichts, nichts wirklich zu tun, aber wir müssen aus der Situation lernen.*

### Diskussion

Ich möchte noch einmal darauf hinweisen, dass diese Ergebnisse nur eine Auswahl darstellen – und es durchaus viele Menschen in unserem Land gibt, die ohne weiteres (auch ohne rechtsnationalen Hintergrund) stolz darauf sind, Deutsche zu sein. Doch auch wenn wir etwas überrascht waren, dass viele der von uns befragten jüngeren Menschen noch so



große Schwierigkeiten haben, ein ungebrochenes Verhältnis zur eigenen Nation zu haben, kamen diese Beobachtungen nicht ganz unerwartet. So wird dies in der Öffentlichkeit im In- und Ausland immer wieder diskutiert. Cynthia Miller-Idriss und Bess Rothenberg (2012) haben dies in einer eigenen, umfangreicher angelegten Untersuchung präsentiert, die zu ähnlichen Ergebnissen kommt.

Es besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass wir Deutschen (oder zumindest ein Teil von uns) uns schwer tun mit Stolz im Allgemeinen und mit Nationalstolz im Besonderen. Als einer der Gründe hierfür werden, auch wieder relativ einvernehmlich, die deutschen Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und der Scham darüber bzw. der Ratlosigkeit, mit diesem Erbe umzugehen, genannt. Auf der anderen Seite stellt dann das Ipos-Institut 2009 überraschenderweise fest, dass 83 Prozent der Deutschen von sich sagen würden, dass sie stolz darauf seien, Deutsche zu sein, im Gegensatz zu nur 69 Prozent im Jahr 1994 (vgl. Grawe 2009).

Der Philosoph Odo Marquardt (1928-2015) gehörte zu einer Generation, die bei Kriegsende noch nicht erwachsen war (er selbst war damals gerade 17), von der aber viele Jugendliche schon als Soldaten oder Hilfskräfte eingezogen worden waren. Er erklärte die Ablehnung, sich mit Deutschland zu identifizieren, mit „nachträglichem Ungehorsam“: „Zur Entlastung radikalisierte und verdünnte man das ‚nie wieder Nationalsozialismus‘ zum ‚nie wieder Identifizierung‘ und verlangte von jedermann das Nein zum Bestehenden: das Nein zur bürgerlichen Welt der Bundesrepublik. Ich habe das 1981 ... den nachträglichen Ungehorsam genannt: das vor 1945 unterbliebene Nein sollte durch ein Nein zum nunmehr Vorhandenen (zur Bundesrepublik) nachgeholt werden. Der Nichtwiderstand gegen die Tyrannei sollte durch den Widerstand gegen die Nichttyrannei ausgeglichen werden und die versäumte Verweigerung der Diktatur wettgemacht

werden“ (Marquardt 2013, S. 37). Folgt man dieser Überlegung, sieht es so aus, als ob auch wir nachfolgenden Generationen uns dieses Konzept des „nachträglichen Ungehorsams“ und die Idee von „Nie wieder Identifizierung“ angeeignet haben.

Selbst wenn man dieser Idee eine gewisse Plausibilität nicht absprechen will, stellt sich doch die Frage, ob es eine auf Dauer nützliche Strategie sein kann, die Identifizierung zu verweigern. Dies gilt insbesondere für uns SozialarbeiterInnen.

Immerhin arbeiten wir „im Auftrag der Gesellschaft“ und werden von ihr auch dafür bezahlt. Sie erwartet von uns – je nach Lesart –, dass wir Menschen dabei helfen, ihre sozialen Probleme zu bewältigen oder aber sie zu unauffällig angepassten und nützlichen Mitgliedern der Gemeinschaft zu machen. In jedem Fall aber ist es immer „unsere Gesellschaft“, für die wir tätig werden. Und für deren Ausgestaltung wir dementsprechend mitverantwortlich sind: Wir können, dürfen und sollen uns an diesem Ausgestaltungsprozess beteiligen. Solange wir uns jedoch nicht als Teil dieser Gesellschaft betrachten, fühlen wir uns auch nicht dafür verantwortlich. Denn es gilt: Wenn wir die Welt verändern wollen, ist es notwendig und gut, wenn wir uns als Teil dieser Welt verstehen.

Soziale Arbeit hat in ihrem Arbeitsalltag häufig mit „Menschen mit einer Zuwanderungsgeschichte“ in verschiedensten Formen (immerhin inzwischen über 20% der Bevölkerung, vgl. Preuss 2014) zu tun. Viele von diesen Zugezogenen fühlen sich hier zuhause und können sich wesentlich leichter als viele der von uns Interviewten mit Deutschland und auch der Aussage „Ich liebe Deutschland“ identifizieren (vgl. ebd.) – wobei ihnen möglicherweise gleichzeitig auch die Identifikation und der Stolz auf bzw. die Liebe zu dem Land, aus dem sie und ihre Familie stammen, deutlich leichter fällt.

Viele Flüchtlinge wollten in den letzten Jahren ausdrücklich nach Deutschland,

sie verbinden ganz bestimmte Vorstellungen und Wünsche damit, sie identifizieren ihre Zukunft damit – welche Bedeutung kann das haben, wenn sie auf SozialarbeiterInnen stoßen, die sich ausdrücklich nicht mit dem Ziel-land identifizieren können und wollen?

Nach all diesen Gesprächen erscheint es doch auch merkwürdig, wie viele Vorbehalte in Deutschland gegenüber dem Stolz auf das eigene Land bestehen – und wie sehr (zumindest bei unseren GesprächspartnerInnen) „Stolz“ mit „Gehorsam“ oder „unkritischer Akzeptanz“ gleichgesetzt wird. Während unserer Reisen und oder längerer Auslandsaufenthalte erleben wir in anderen Ländern, dass dort beides ganz selbstverständlich nebeneinander her möglich ist: ein kritischer Blick auf die Zustände im eigenen Land bei gleichzeitigem Stolz auf die Zugehörigkeit zu diesem Land.

Eine ganze Reihe von Folgefragen sind im Lauf dieses Projektes aufgetaucht, denen in weiteren Untersuchungen nachgegangen werden könnte: Wie müsste eigentlich dieses Land sein, damit wir zumindest „ein bisschen stolzer“ darauf sein könnten, damit wir uns nicht nur regional, sondern auch national damit verbunden fühlen könnten? Und welche Folgen hätte dies für unsere Identifikation, unser Selbstverständnis als EuropäerInnen, als die wir uns ja auch sehen könnten? Denn wenn wir uns nationale Identifikation nicht erlauben, wenn wir nicht lernen, wie wir diese leben können, wie sollten uns da andere, also z. B. europäische Identifikationen möglich sein? Interessant könnte auch sein zu fragen: Angenommen, wir wären stolz auf dieses Land, – was würde sich ändern in unserer Arbeit, was würden wir anders machen, und was würden unsere KlientInnen anders an uns erleben?

Möglicherweise möchten wir mit unserer Zurückhaltung vermeiden, jemanden auszugrenzen: Identifikation *mit* etwas bedeutet für uns möglicherweise zugleich auch die *Ab- bzw. Ausgrenzung von* etwas

anderem: Vielleicht versuchen wir das unmöglich zu machen, denn wir wollen niemanden ausgrenzen und ausschließen – nicht zuletzt unsere geschichtlichen Erfahrungen lehren uns, dass dies schreckliche Folgen haben kann.

Andererseits fehlt hier dann aber auch der spielerische, postmoderne Umgang mit dem Konzept der Identität. Vielleicht sind wir zu sehr von der Frage nach der *Wirklichkeit* gefangen – nehmen unsere Identität als „Deutsche“ (wenn wir uns dann dafür entscheiden würden) zu ernst und zu wichtig. Vielleicht legen wir in unserer Ablehnung einer solchen Identifizierung zu viel Gewicht auf diese eine Identität – und vergessen, dass jeder von uns ja im Grunde mehrere Identitäten („deutsch“ ist dabei nur eine von vielen) „besitzt“, die je nach Kontext und nach Bedarf eine Rolle spielen können – oder auch nicht. Das Kriterium, nach dem sie beurteilt werden könnten, müsste nicht so sehr eine scheinbar absolute Wahrheit sein, sondern könnte mit Bezug auf die Nützlichkeit in der jeweiligen Situation erfolgen. Vielleicht könnte es ja für uns manchmal auch ganz nützlich sein, für einen Moment stolz darauf zu sein, deutsch zu sein.

### Abstract

#### *Too German to be Proud. Focus Groups with Young Germans about their National identity*

*Many Germans have difficulties to accept to be German or even to be proud of it. This also applies to the young generation. However we could ask ourselves whether there are good reasons to find a more playful way to handle our own identities.*

### Literatur

Cohen, R. (2001). Schröder Joins Debate, Taking Side of Pride In Germany, in *New York Times*, 20. March 2001, <http://www.nytimes.com/2001/03/20/world/schroder-joins-debate-taking-side-of-pride-in-germany.html>

Deutsche gegen Rechte Gewalt (o.J.). Kampagne gegen Gewalt, Intoleranz und Fremdenhass, in: [www.deutschegegenrechtengewalt.de](http://www.deutschegegenrechtengewalt.de)

Graw, A. (2009). 83 Prozent sind stolz darauf, Deutsche zu sein, in: *Die Welt* vom 7. Mai 2009, <http://www.welt.de/politik/article3696088/83-Prozent-sind-stolz-darauf-Deutsche-zu-sein.html>

Haffner, S. (1978). *Anmerkungen zu Hitler*. München: Kindler.

Herwig-Lempp, J. & Werkmeister Rozas, L. (2013). „Not Proud But Accountable: Historical Oppression, National Identity, and Race“. Präsentation auf der CERES International Conference „Racism and Anti-Racism through Education and Community Practice: An International Exchange“, Edinburgh, 26. bis 28. Juni 2013.

Herwig-Lempp, J. (2014). Was ist systemische Forschung? Beitrag zu einer Diskussion auf der Seite [www.systemisch-forschen.de](http://www.systemisch-forschen.de): [http://www.systemisch-forschen.de/was\\_ist\\_systemische\\_forschung](http://www.systemisch-forschen.de/was_ist_systemische_forschung)

Kermani, N. (2014) Rede zur Feierstunde „65 Jahre Grundgesetz“, Deutscher Bundestag,

24. Mai 2014, <http://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2014/-/280688>

manager magazin (2001) vom 19 März 2001, <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/artikel/a-123372.html>

Marquard, O. (2013). *Endlichkeitsphilosophisches. Über das Altern*. Hrsg. von Franz Josef Wetz. Leipzig: Reclam.

Miller-Idriss, C., & Rothenberg, B. (2012). Ambivalence, pride and shame: conceptualisations of German nationhood, in: *Nations and Nationalisms* 18 (1), 132–155.

Preuss, R. (2014). „Ich liebe Deutschland“. Eine Studie der Humboldt-Universität zeigt ein überholtes Bild der Deutschen von ihrem Land und seinen Einwanderern, in *Südd. Zeitung* vom 4. Dez. 2014, S. 11.

Roll, E. (2013). Ist es wahre Liebe? in: *Süddeutsche Zeitung* vom 12. Juli 2013, S. 3.

Schreiber, H. (1969). Nichts anstelle vom lieben Gott. SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber über Gustav Heinemann, in: *Der Spiegel*, 13.1.1969, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45845435.html>

Wentzien, B. (2012). Zur Diskussion: Typisch deutsch – wie wir uns selbst und andere uns sehen, *Sendung des Deutschlandfunks* am 19.12.12.

Werkmeister Rozas, L. & Herwig-Lempp, J. (2014). *Too German To Be Proud. Focus Groups with Young Adult Germans about their National Identity*, Poster at „The Fifth Annual School of Social Work Research and Scholarship Exhibition“ March 24-26, 2014, at the University of Connecticut School of Social Work, Hartford CT/USA.

Werkmeister Rozas, L. (2017). *Not proud, but accountable* (Arbeitstitel; in Vorb.)

### Anschrift des Verfassers

Johannes Herwig-Lempp  
Ammendorfer Weg 115  
06128 Halle  
[johannes@herwig-lempp.de](mailto:johannes@herwig-lempp.de)

### Kurzbiografie

Johannes Herwig-Lempp, Diplom-Sozialpädagoge, Professor an der Hochschule Merseburg, Fachbereich Soziale Arbeit, Medien, Kultur, Schwerpunkte Systemische Sozialarbeit, Teamarbeit, Jugendamt. Leiter des ersten deutschen Masterstudiengangs Systemische Sozialarbeit. Systemischer Sozialarbeiter (DGsP), Fortbilder, Supervisor, Autor. [www.herwig-lempp.de](http://www.herwig-lempp.de)



# Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung

3 / 2016

## Themenheft: Kultur und Migration IV

- Alexander Korittko  
Flüchtlinge: bevor ein „post“ erreicht ist
- Haja Molter, Kerstin Schmidt  
Reflexionen über die Arbeit mit Geflüchteten und Asylbewerbern
- Angela Teresa Ott  
„Mir fehlt es jetzt an nichts – und meine kleinen Geschwister zu Hause haben nichts zu essen.“ Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge im Spannungsfeld zwischen elterlichen Erwartungen und neuer Lebenswelt
- Mahsa Mitchell  
„Ich suchte und suchte, doch die Freiheitsstatue war nirgends zu sehen!“ Die Bedeutung der Nachträume unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge für die psychologische Arbeit
- Johannes Herwig-Lempp  
Zu deutsch um stolz zu sein – Gespräche mit jungen Deutschen über ihre nationale Identität
- Kirsten Dierolf  
Zee ugli Tschörmens – deutsche Kulturstandards in der Beratung

34. Jahrgang | Juli 2016 | ISSN 1866-9875